

S. FISCHER



PETINA GAPPAH

AUS DER
DUNKELHEIT
STRAHLENDES
LICHT

ROMAN

Aus dem Englischen
von Anette Grube

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›Out of Darkness, Shining Light‹ bei Scribner,
an imprint of Simon & Schuster, New York.

© 2019 Petina Gappah

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397449-2

1

Ehe wir uns einschifften, hatte sich Livingstone noch nicht definitiv entschlossen, was er danach in seiner traurigen Lage tun sollte. Seine Dienerschaft bestand nur aus Susi, Chuma, Hamoydah, Gardner und Halimah, der Köchin und Frau des Hamoydah.

Henry Morton Stanley,
Wie ich Livingstone fand

Ist es nicht komisch, dass die Dinge, von denen man weiß, dass sie geschehen werden, wenn sie geschehen, nie auf die Weise geschehen, wie man glaubt, dass sie geschehen werden? An dem Morgen, als wir ihn fanden, erwachte ich aus einem Traum von Gewürznelken. Der vertraute süßliche Geruch stieg mir so scharf in die Nase, dass ich genauso gut wieder auf dem Gewürzmarkt von Sansibar hätte sein können, ein Mädchen mit schlanken Gliedern, das lernen sollte, wie man das Beste für die Küche des Liwali aussuchte, doch tatsächlich von einem Bein aufs andere trat, als meine Mutter sagte, aber Halima, du hörst nicht zu. Es stimmte, weil

ich statt auf sie auf die Geräusche des Tages achtete – auf den Ruf des Muezzins, die Schreie der Versteigerer auf dem Sklavenmarkt, die aus Protest iahenden Esel, die Hunderudel, die über den Sklavenleichen vor dem Zollhaus laut knurrten, und das kreischende Gelächter der Kinder.

Ich denke oft genug an meine Mutter, doch ich träume nur selten von ihr. Sie war die *suria* des Liwali von Sansibar, eine seiner bevorzugten Sklavinnen, allerdings bekam sie nie ein Kind von ihm, um *umm-al-walad* zu werden. Und es wäre eine große Sache für sie gewesen, ein Kind vom Liwali zu haben, denn er war der Repräsentant des Sultans zu einer Zeit, als Said der Große, das heißt, Said bin Sultan, in Muskat lebte, auf der anderen Seite des Wassers in Oman und nicht auf Sansibar.

Meine Mutter erzählte, dass ich geboren wurde, bevor der Sultan die Hauptstadt von Muskat wegverlegte. In jenen Tagen verwaltete der Liwali Sansibar für ihn, und ja, da war zwar der Mwinyi Mkuu, das große Oberhaupt der Swahili auf Sansibar, doch der Sultan brauchte seinen eigenen Mann, einen Araber durch und durch, einen Omaner ersten Ranges.

Doch wenn man den Liwali anschaute, dann sah man sofort, dass in ihm das Blut von ein oder zwei afrikanischen Sklaven floss, und das ist nicht gelogen. Der Liwali hatte drei offizielle Frauen, seine drei *horme*, und zehn Konkubinen, *sariri*, in seinem Harem. Das sollten

eigentlich genügend Frauen für jeden Mann sein, aber es waren nicht annähernd so viele Konkubinen, wie Said der Große sein Eigen nannte, der fünfundsiebzig Frauen und *sariri* und mehr als hundert Kinder hatte.

Meine Mutter war die einzige Dunkelhäutige unter den *sariri* des Liwali, die anderen waren Tscherkessinnen und Türkinnen und was nicht noch alles, und obwohl es hieß, dass *suria* die beste Art war, Sklavin zu sein, und nur die hübschen Frauen als *sariri* ausgewählt wurden, bedeutete es für meine Mutter, die auch Köchin war, dass sie doppelt versklavt war: nachts Sklavin im Harem des Liwali und tagsüber Sklavin in seiner Küche.

Der Liwali ist seit vielen Jahren tot. Sein Haus gehört jetzt Ludda Dhamji, einem reichen indischen Kaufmann aus Bombay. Angeblich ist er mächtiger, als der Liwali war, weil er Said Bhargash, dem neuen Sultan, sehr viel Geld geliehen hat. Ludda Dhamji ist auch für das Zollhaus zuständig und verdient an jedem Sklaven, der auf dem Sklavenmarkt verkauft und nach Persien oder Arabien, nach Indien oder sonst wohin an die Küste des Indischen Ozeans verschifft wird. Das nenne ich wahren Reichtum.

Ich wurde vom Geräusch rennender Füße und lauter Stimmen aus meinem Traum und allen Gedanken an mein früheres Leben gerissen. Mir war sofort klar, dass etwas nicht stimmte. Ntaoéka und Laede hatten noch keine Feuer gemacht. Das war keine Überraschung, denn es war zwischen Nacht und Morgen.

Dennoch erkannte ich ihre Gestalten sofort; der Mond schien noch hell. Die Wachen waren auf den Beinen, aber auch andere, die noch nicht hätten aufstehen müssen. Das Lager war in nervöser Aufregung. Die Träger und Expeditionsleiter rannten hin und her. Sogar der Untauglichste der *pagazi*, dieser Dieb Chirango, dessen faulen Beinen normalerweise Majwaras Trommel Leben einhauchen musste, bewegte sich so schnell wie die anderen von einer Gruppe zur nächsten und von dort zur übernächsten.

Susi lief zu dem jungen Majwara, Asmani rannte zu Uledi Munyasere, Saféné lief zu Chowpereh. Es war ein so wildes Durcheinander wie bei Hühnern vor einem Gewitter. Unter dem großen *mvula*-Baum standen die Nassick-Jungs und besprachen sich.

Es waren sieben befreite Männer, die als Jungen von Sklavenjägern gefangen genommen und von riesigen *jahazi*, geschickt von der Königin aus Bwana Daudis Land, gerettet worden waren. Schiffe, nannten sie sie, Dhaus so groß wie Häuser, fast so groß wie der Palast des Liwali, behauptet Susi. Auf diesen *jahazi* waren sie nach Indien gekommen, wo man ihnen beibrachte, den Mund nicht in ihrer eigenen Sprache aufzumachen, sondern alle möglichen *muzungu*-Sprachen zu sprechen. Außerdem mussten sie ein Handwerk lernen, und man gab ihnen Bücher zum Lesen und Papier zum Schreiben und Kleider, in denen sie wie *wazungu* aussahen.

In ihrer Mitte stand die große Gestalt von Jacob

Wainwright, korrekt gekleidet sogar zu dieser Stunde. Es kann aus tausend Gewittern hageln und die Sonne mit der Grausamkeit von Tippu-Tips Sklavenjagden herunterbrennen, Jacob wird immer seinen Anzug tragen.

Er war ihm von dem Mann geschenkt worden, nach dem er benannt war, behauptet er, und wenn man mich fragt, hätte der gute Mann sein Geschenk noch einmal überdacht, hätte er gesehen, wie Jacob den ganzen Tag darin schwitzt. Der andere Wainwright, Jacobs Bruder John, war nirgendwo zu sehen. Also ich sage, sein Bruder, doch Jacob besteht darauf, dass John nicht sein Bruder ist, und es ist kein Wunder, dass er so einen Bruder nicht haben will. Der Mann ist fauler als eine Herde schlafender Nilpferde. Er hat sogar unsere zwei besten Milchkühe verloren. Man könnte meinen, dass er noch nie zuvor eine Kuh gehütet hat. Was sie ihnen außer Lesen und Englisch in dieser Schule in Indien beigebracht haben, weiß ich wirklich nicht.

Ich ahnte, was das Lager um diese Stunde geweckt haben könnte. Ich ging zum *mvula*-Baum und berührte Matthew Wellington an der Schulter.

»Stimmt es?«, fragte ich.

Er nickte, sagte jedoch nichts. Ich stieß einen Schrei aus, der eine Eule in der Nähe aufscheuchte. Susi löste sich aus der Gruppe der ranghöchsten *pagazi* und kam zu mir. Ich warf mich in seine Arme. Susi hatte noch nie eine Ausrede benötigt, um mir nahe zu kommen, wirklich nicht, nicht seitdem er mich zum ersten Mal gese-

hen hat. Wenn ich etwas deuten kann, dann den Blick, mit dem ein Mann eine Frau anschaut, wenn er sie will, und wenn ich für jeden dieser Blicke von Susi ein Goldstück bekommen hätte, dann wäre ich die Tochter des reichen Inders Ludda Dhamji, wirklich.

Gerade als ich in seine Arme sank, kam mein Mann Amoda auf uns zu, und Susi ließ mich hastig wieder los, aber nicht bevor ich gespürt hatte, wie er steif wurde. Und der Doktor lag nur ein paar Meter von uns entfernt, mausetot! Dreckiger Ziegenbock.

Bevor mir Amoda Vorwürfe machen konnte, hatte Susi ihn zur Seite gezogen. Mein Instinkt riet mir, eine andere Frau zu suchen. Ich ging zur Hütte, in der Ntaoéka in der Nacht zuvor geschlafen hatte, und stieß einen gellenden Schrei aus in der Annahme, dass sie mit einstimmen würde. Es erfolgte keine Reaktion. Wahrscheinlich hatte sie sich irgendwo mit diesem Mabruki ein Bett gemacht, an den sie sich dummerweise gehängt hatte. Auch in meiner geistigen Verwirrung konnte ich mich noch daran erinnern, dass sie erst vor einer Woche behauptet hatte, er sei kein richtiger Mann, sondern ein Esel und noch dazu ein fauler.

»Na ja«, hatte ich damals erwidert. »Du hattest die Wahl, als Bwana Daudi gesagt hat, dass du dich entscheiden sollst. Du hättest Gardner haben können, du hättest Chuma haben können, aber du hast dich für Mabruki entschieden.«

Als wir in Unjanjembe waren und sie sich uns an-

schloss, ohne jemals dazu aufgefordert worden zu sein, hatte Bwana Daudi gesagt, dass sie sich einen seiner unverheirateten Männer aussuchen musste. Und recht hatte er, weil ein so gutaussehendes Ding wie sie uns ungebunden Ärger ohne Ende verursachte.

Eine Woche nachdem sie in Unjanjembe als Wäscherin angeheuert worden war, machte sie Amoda schöne Augen. Man kann vieles über meinen Mann sagen, aber wahr ist, dass er keine Mühe hat, Frauen für sich zu gewinnen. Er ist ein fast so schönes Exemplar wie Susi, gut gebaut und groß. Doch obwohl er nicht Susis herzliches fröhliches Lachen hat, das man immer wieder hören will, hat er eine Art, die ihm das Herz jeder Frau zufliegen lässt. Als ich ihn zum ersten Mal sah, damals in Tabora, als ich bei meinem arabischen Händler war, hat er mich regelrecht verwirrt. Ich konnte nur noch an ihn denken, bis ich ihn hatte. Kaum hatte ich ihn, zeigte er natürlich schon bald sein wahres Wesen, und ich habe die blauen Flecken, um es zu beweisen. Ich wünschte oft, es wäre Susi gewesen, den ich statt seiner als Erstes gesehen hätte.

Aber solange ich Halima bin, die Tochter der Zafrene, des Liwali bevorzugter *suria*, lasse ich es Ntaoéka nicht durchgehen, meinen Mann einfältig anzulächeln, auch wenn der Mann so schwer zu lieben ist wie mein Amoda. Ich hatte kein Problem damit, mit den Fäusten auf sie loszugehen, wirklich nicht. Das wiederum brachte Bwana Daudi gegen mich auf, der meinte, es

wäre alles meine Schuld. Doch weil sie anschließend Susi schöne Augen machte – zum großen Ärger seiner Frau Misozi –, war er bald meiner Meinung.

Misozi war in Ujiji zu uns gestoßen in den Wochen, bevor Bwana Stanley uns fand. Damals war sie mir eine große Hilfe, und kein Wunder, dass sie ein Auge auf Susi warf. Sie erzählte, dass ihr Mann auf eine Handelsmission nach Tabora gegangen und nicht zurückgekommen sei. Sie wollte lieber mit uns reisen und Susis Frau für unterwegs sein, statt weiterhin in Ujiji auf ihren Mann zu warten. Sie ist überaus anstrengend, Misozi, ihr Hirn ist so groß wie das eines Zickleins, trotzdem war es gut, eine Frau in der Nähe zu haben.

Nachdem ich Ntaoéka klargemacht hatte, dass Amoda nicht für sie war, versuchte sie es bei Susi. Als sich Misozi bei Bwana Daudi beschwerte, wies er Ntaoéka an, sich für einen Mann zu entscheiden. »Mir gefällt es nicht, dass eine so gutaussehende Frau frei herumläuft«, hörte ich ihn zu Amoda sagen. »Mir wäre es lieber, sie würde einen meiner würdigen Männer wählen.«

Aber man schaue sie jetzt an; obwohl sie liiert ist, macht sie immer noch Probleme. Sie ist wie eine dieser hübschen Schalen im Haus des Liwali: Da sie zu flach sind, um Tee daraus zu trinken, und zu klein, um Datteln daraus zu essen, stehen sie hoch oben auf einem Brett, wo man sie zwar betrachten kann, wo sie aber sinnlos Platz wegnehmen.

Seit der Ankunft der Nassicker – sechs Monate nachdem Bwana Stanley uns verlassen hat – ist Ntaoéka völlig aufgedreht. Ich wette, sie würde für jeden von ihnen mit dem Hintern wackeln, wenn sie sie darum bitten würden, und auch die Beine breit machen, vor allem für diesen Jacob Wainwright. So wie ihre Lider flattern, wenn sie ihn sieht, könnte man glauben, sie versuche, Tränen zu vergießen, um Staub aus den Augen zu spülen.

Zu Misozi habe ich gesagt, dass Ntaoéka vermutlich bedauert, nicht bis zur Ankunft der fünfundfünfzig *pagazi* und der sieben Nassicker gewartet zu haben, die Bwana Stanley geschickt hat, denn dann hätte sie jeden von ihnen haben können. Bwana Daudi nannte sie auch die Nassick-Jungs, doch obwohl sie durchaus jung sind und noch ein bisschen sehr grün hinter den Ohren, sind sie bei weitem keine Jungen mehr, insbesondere Jacob Wainwright nicht, ein gutgewachsener Mann, der mindestens schon einundzwanzig Ramadan hinter sich hat. Stolz bis dorthinaus ist er wegen seines Englischs und seiner Gelehrtheit, seiner Schuhe und Bücher und seines schweren *muzungu*-Anzugs.

Doch es war Misozi und nicht Ntaoéka, die herauskam und sich die Augen rieb. »Was ist los?«

»Er ist tot, er ist gestorben, er ist tot!«, jammerte ich.

»Wer?«, fragte Misozi und gähnte.

Manchmal denke ich, dass die Frau unmöglich so dumm sein kann, wie sie aussieht. Wen sonst hätte ich

meinen sollen, den Esel? Mit einer Frau wie dieser ist es kein Wunder, dass Susi jede Frau, an der er vorbeikommt, dreimal anschaut und dann noch zweimal.

Sie ging hinein, um ihr Wickeltuch zu holen, und während sie weg war, sah ich, wie Ntaoéka aus der Hütte schlich, in der Carus Farrar schlief. Da lag also der Hase im Pfeffer. Ich fragte mich, ob Misozi es wusste. Irgendwann wird alles auf den Tisch kommen, nicht dass ich auch nur ein Sterbenswörtchen sagen werde, denn ich, das muss ich ehrlicherweise feststellen, hatte noch nie was für Klatsch übrig.

»Du wieder, Misozi«, sagte Ntaoéka. »Was glaubst du, über wen Halima spricht? Mit wessen Tod haben wir seit Tagen gerechnet? Wessen hinfälliger Körper war nur Stunden entfernt davon, ein Leichnam zu werden? Es kann nur der Bwana sein.«

Die beiden fingen an zu streiten, dass sich mir der Kopf drehte. Ich ging zu dem Feuer, um das eine Gruppe Männer saß und sich unterhielt. Unter ihnen waren Susi, Amoda, Chuma, Carus Farrar und der Junge Majwara. Sie warteten darauf, sagte Carus, dass sich die Steifheit aus seinem Körper zurückzöge, um ihn aufzubahren. Es würde nicht lange dauern, sagte er, denn der Bwana Daudi sei irgendwann nachts gestorben, und die Hitze würde dabei helfen, die Steifheit auszutreiben.

Immer mehr *pagazi* kamen und setzten sich ums Feuer. Auf jeder Zunge lag die gleiche Frage: Wie war es passiert? Susi und Majwara antworteten abwechselnd.